

Standardisierung sind sich die Architektenkammern völlig uneins. Während die Architektenkammer Hessen zum Beispiel in ihrem Leitfaden behauptet, durch das Qualitätsmanagement könnten Grundübel des Berufsstands verbessert werden, wie Unzuverlässigkeit bei der Kosten- und Terminplanung, beurteilen andere Kammern die Zertifizierung viel negativer: sie sehen im Qualitätsmanagement hauptsächlich den Versuch, die kreative und geistige Entwurfsleistung als Qualitätsmerkmal der Arbeit von Architekten zugunsten eines marktwirtschaftlichen Verwertungsdenkens in den Hintergrund zu rücken. Tatsächlich erscheint die Befürchtung einer Ökonomisierung der beruflichen Konkurrenz angesichts der erheblichen Kosten der Zertifizierung angebracht zu sein. Da aber niemand Büros davon abhalten kann, sich beim TÜV wegen der Wettbewerbsvorteile zertifizieren zu lassen, ziehen sich auch die Kammern, die der Zertifizierung sehr skeptisch gegenüberstehen, nicht auf reine Verweigerungsstrategien zurück, sondern versuchen dem Übel durch Alternativmodelle beizukommen. Vor allem versuchen die Kammern die finanzielle Belastung von den Büros zu nehmen. Die Architektenkammer Hessen wird deswegen in naher Zukunft selbst eine Zertifizierungsstelle für Architektur- und Ingenieurbüros eröffnen, die sich ZAID GmbH Deutschland nennt und zum Selbstkostenpreis arbeiten soll. Der Bund Deutscher Architekten (BDA) denkt in eine etwas andere Richtung und versucht sich an einem alternativen Qualitätstitel mit dem Namen 'Gütesiegel BDA', das auch Elemente einer fachliche Bewertung enthalten soll. Auch wenn diese alternativen Zertifikate die Architekten vielleicht davor bewahren können, sich jedes Jahr für teures Geld einen Auditor des TÜV ins Büro holen zu müssen, verhindern sie den Prozeß der Standardisierung von Arbeitsprozessen in den Büros natürlich nicht. Um dem Unsinn des Qualitätsmanagements im Architekturbüro wirklich abzuhelfen, müßte sich die Erkenntnis durchsetzen, daß das Festschreiben der Arbeitsprozesse in einem kreativen Beruf, der im wesentlichen geistige Leistungen verkauft, nicht nur unnützlich, sondern sogar hinderlich sein kann. Entscheidend für den Erfolg des Qualitätsmanagements wird also letztlich sein, ob gerade die Büros, die wirklich Qualität produzieren, bewußt auf das Qualitätsmanagement verzichten werden, und deswegen auch irgendwann Ämter und Investoren die Zertifizierung als Gütesiegel skeptisch betrachten werden. Wenn aber durch ein Umdenken der Bauherren der Wettbewerbsvorteil der zertifizierten Büros bei der Vergabe entfallen würde, würde sich vermutlich zeigen, daß kein Büro freiwillig das Qualitätsmanagement beibehält, weil es zur Verbesserung der Arbeitsprozesse keinen wirklich konstruktiven Beitrag leistet. Eines muß man freilich zugeben: Die von den Befürwortern des Qualitätsmanagements eingeforderte 'Transparenz' der Architekturbüros wird durch das Qualitätsmanagement voll und ganz gewährleistet. Denn 'Qualitätsmanagement' und 'Zertifizierung' sind im Sinn des modischen 'management outing' nichts anderes als des Kaisers neue Kleider.

## Ein Stück Stadt

Angelika Schnell

Woran erkennt man gute Architektur?

Wer diese Frage für rein akademisch - und damit müßig - hält, verkennt den Geist der Zeiten. Die Antwort darauf ist mittlerweile nicht nur in Berlin sonnenklar - und stückweise zu besichtigen -, sondern spricht sich bereits herum. Der "Baumeister", sensibles Organ für die Bedürfnisse des Publikums, organisierte unlängst zum Zwecke der Verbreitung eine Podiumsdiskussion im Audimax der TU München, deren Ergebnisse unter dem Titel "The Munich Tapes" im Baumeister 5/1995 nachzulesen sind. Da die Anlehnung an berühmte Vorgänger bewußt gewählt ist, reizt sie zu Vergleichen.

Im Jahre 1983 wurden 25 Architekten aus 8 Ländern (darunter Ungers, Koolhaas, Ito, Eisenman, Gehry, Hollein, 2x Krier, Meier u.a.) zum exklusiven Zirkel "Architects on Architecture" nach Charlottesville, USA, geladen. Jeder von ihnen sollte ein - möglichst bisher unveröffentlichtes - Projekt mitbringen, um sich dann den kritischen Fragen der Kollegen Star-Architekten zu stellen. Die nach dem Ort dieser denkwürdigen Veranstaltung benannten "Charlottesville Tapes" bilden für manche ein ergötzliches, für manche ein eher peinsames Zeitdokument über 25 Launen, Vorlieben, Meinungen und Bissigkeiten, die man auch "Architects on Architects" nennen könnte. Ob es ein Ergebnis gab, ist Ansichtssache. Im Gegensatz dazu sind die "Munich Tapes" nicht so bunt, haben aber trotzdem (oder gerade deswegen) einen Gewinner.

Nach München waren im Jahre 1995 4 Architekten aus 3 Ländern + 1 Moderator (Hans Kollhoff, Adrian Meyer, Uwe Kiessler, Wolf Prix + Wolfgang Bachmann) geladen, um sich sachlich mit den Werken der Kollegen auseinanderzusetzen. Einer fehlte (Prix), da waren's nur noch 3 aus 2 + 1.

15 Minuten hatte jeder Gelegenheit, sich mit einem eigenen Projekt "von seiner besten Seite" zu zeigen. Adrian Meyer stellte die Erweiterung einer Schule in Brugg vor, Hans Kollhoff präsentierte seine Wohnanlage Malchower Weg im Nordosten Berlins, und Uwe Kiessler schloß ab mit dem "Technologiezentrum" im Wissenschaftspark Gelsenkirchen. Alle drei Projekte befinden sich am Stadtrand. Hernach begann die öffentliche Diskussion, von Wolfgang Bachmann moderiert. Zum ersten Mal kommt Stimmung auf, als sich Adrian Meyer über die himmelb(l)äue Architektur mancher Zeitgenossen ereifert, deren "bewegte Architektur-Bilder" einfach nicht die richtige Antwort auf unsere "Welt des Auseinanderstrebens und Auseinanderlebens" sind. Statt dessen sehne er sich doch eher nach "kontemplativen, nach ruhigen Räumen". Und die sind, man wird es unschwer erraten, rechteckig und nicht schräg. Obwohl er ziemlich Gas gegeben hat, widerspricht niemand. Wolfgang Bachmann, der in unfreiwilliger Vertretung von Prix das Thema aufbrachte, gab daraufhin auf, und die seriöse, sprich, nicht nach "dem Originellen" suchende Architektur konnte einen ersten Punktevorsprung verzeichnen. Kurz darauf erlitt Bachmann aber noch einen

zweiten Rückschlag, als er von Kollhoff wegen "journalistischer" Fragestellung gerügt wurde. Er fiel damit aus, und da waren's nur noch 3 aus 2.

Nachdem der Deko-Flügel so sang- und klanglos untertauchte, konnte der Angriff auf die "technizistische" Architektur beginnen, deren einziger Vertreter Kiessler bereits disqualifiziert wurde, bevor er selbst ein Wort gesagt hatte: "Ich habe ein Problem mit dem Stadtverständnis, das durch dieses Projekt mitgeteilt wird" (Kollhoff zu Kiessler). Kiessler beschränkt sich aufs sachliche Verteidigen. Das reichte aber nicht, und schon waren's nur noch 2 aus 2.

Der interne Kampf des übriggebliebenen Duetts nimmt sich wegen Geistesverwandtschaft subtiler aus, bringt aber ebenfalls ein eindeutiges Resultat. In der Rolle von Kollhoffs Echo kann Meyer wenig überzeugen: "Beim Projekt Kiessler wurde mir plötzlich klar, daß es sich hier um einen Typus handelt, der im Grunde sogar gegen die Stadt gerichtet ist." (Meyer zu Kiessler). Er fügt aber noch hinzu: "- bei aller Qualität. [...] Das Projekt hat Länge, und es hat eine unglaublich schöne Struktur. Ich könnte das gar nicht." Das war mutig, aber hoffnungslos, da Kollhoff bereits zuvor klar gemacht hat, was er über lange Strukturen denkt, die lediglich "ein Bild von einer modernistischen Architektur" vermitteln, und zwar als unmittelbare Kritik an Adrian Meyers Schule: "...daß eine Schule auch ein öffentliches Gebäude ist und eben nicht nur ein Pavillon in der Landschaft - linear, der noch 20 Meter länger oder auch ein paar Meter kürzer sein könnte." Und nicht ganz frei von Hohn, in Bezug auf die traditionelle Tessiner Typologie, von der allerdings am Stadtrand von Brugg nicht eben viel zu sehen ist: "Vielleicht will sich der Deutsch-Schweizer ja davon absetzen." So waren's nur noch 1 aus 1.

Die "Munich Tapes" fanden somit auf die eingangs gestellte Frage (Wie erkennt man gute Architektur?) tatsächlich eine Antwort, nämlich die des Hans Kollhoff. Es ist die Antwort auf die Frage, mit der zur Zeit ein jeder, der in Berlin bauen will, einer inquisitorischen Prüfung unterzogen wird: Wie hältst Du's mit der Stadt? Ein festgelegter Katalog von Regeln zur "städtischen" Architektur trennt die Ungläubigen von den Gläubigen, die diese Regeln zuvor durch schwärmerische Erinnerung an vergangene Stadtbilder "beweisen" müssen. Kollhoff kennt das Verfahren: "Ich bin in einem Dorf mit 2000 Einwohnern in die Schule gegangen. Da war die Schule neben dem Rathaus das öffentliche Gebäude. Sie stand am Marktplatz, sie stand dem Rathaus gegenüber. Mein Klassenraum war mindestens sechs Meter hoch. In der Mitte stand eine gußeiserne Säule, an die ich mich noch heute gerne erinnere, und in der Ecke stand ein Kanonenofen, zwei Meter hoch, der im Winter so richtig zu glühen anfing. ... Da war die Schule sozusagen getränkt mit städtischer Kraft."

Prüfungsrelevant ist die Erkenntnis, daß nur irgendeine x-beliebige Schule zu erinnerungswerter Architektur werden kann, falls sie das Kriterium des Blockplatzstraßenhaus-Katechismus erfüllt, der als neue Heilslehre in die Welt hinaus will. Wer das Rezept noch nicht kennt, hier noch einmal zum Mitschreiben:

- Dem Kenner offenbaren sich die wahren Qualitäten gebauter Objekte erst durch ihr Verhältnis zu ihrem Negativ, dem nicht bebauten, dem offenen Raum (der für den öffentlichen gehalten wird), mithin der Stadt.
- Damit der offene Raum erfahren werden kann, muß wiederum dessen Negativ betont werden, also der bebaute Raum (Stichwort: geschlossene Blockrandbebauung, senkrechtes Straßenprofil).
- Damit die Geschlossenheit erfahren werden kann, müssen die Fassaden Solidität ausstrahlen. Das kann auf vielerlei Weise geschehen: durch klassische Dreiteilung (Sockel, Schaft, Gesims), durch Lochfassaden, durch dauerhafte Materialien wie Stein. Aus Kostengründen, und da es ja sowieso nur um den Anschein geht, reicht für letzteres auch Verkleidung.

- Damit die Dauerhaftigkeit der "Natursteinpappe" (Gottfried Böhm) im Zeitalter des sauren Regens glaubwürdig ist, muß man sie durch ein höheres Gesetz legitimieren. Z.B. durch die 2000 Jahre alten Traditionen der europäischen Stadt, nach denen schon immer gebaut wurde.

- Woran erkennt man die Qualitäten des traditionell Gebauten? An dessen Verhältnis zu seinem Negativ, dem nicht bebauten, dem offenen Raum (der immer noch für den öffentlichen gehalten wird), mithin der Stadt.

- Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Dieses Modell (Märchen) ist wahrlich genial, da absolut pflegeleicht, knitterfrei und auf alles anwendbar. Man trägt es in der City, im Stadtpark (Regierungsviertel) und am Stadtrand. Es paßt für Büro- und Geschäftshäuser, für Wohnbauten, für Schulen und Bahnhöfe. Bestellen kann man es in drei Größen: als Block-Hochhaus Combi-Mix (Alex), als klassischen Zweireiher (Potsdamer Platz; wahlweise in italienischem Design) und als knapp sitzendes Solitär (Malchower Weg). Es ist so ideal, weil es alle Widersprüche und Ungeheimheiten, alle drängenden sozialen, funktionalen, ökologischen und andere Fragen der Stadt mit einem Schlag löst, da es sie ignoriert. Denn einziges und wesentliches städtebauliches Kriterium, und damit die Antwort auf die Gretchen-Frage, um die sich hier die Architektur drehen soll, ist "die Straße mit Namensschild und selbstverständlicher Adresse. Alles andere ist Siedlungsbau - und nicht Stadt."

Gut gebrüllt, Löwe! Mit diesen markigen Worten charakterisiert Kollhoff die "städtische" Architektur und damit sein ei-

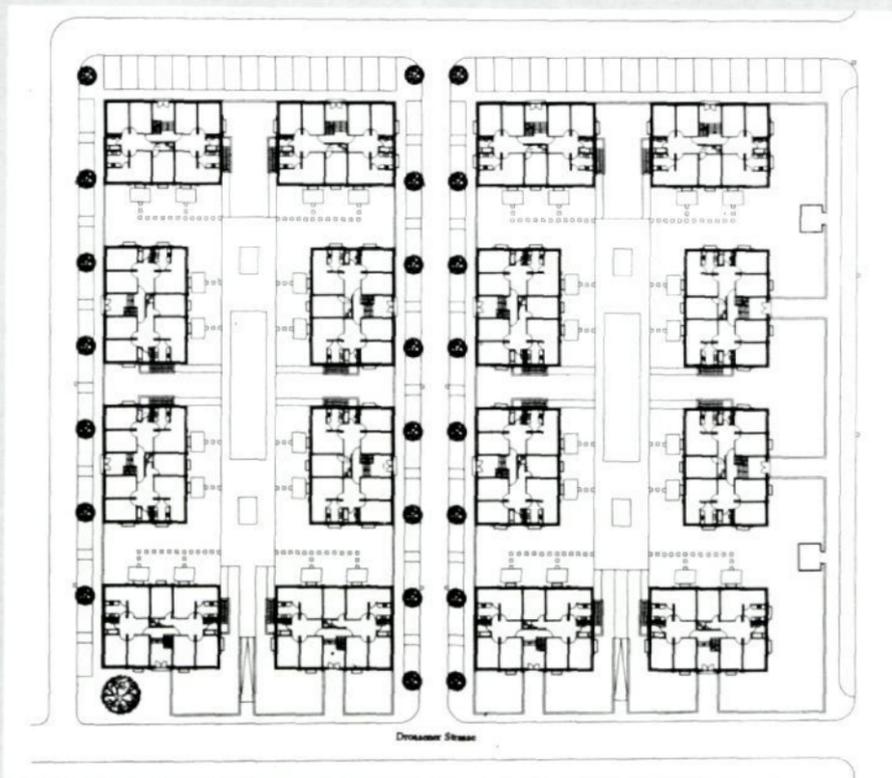


Lageplan der Wohnanlage Malchower Weg von Hans Kollhoff und Helga Timmermann.

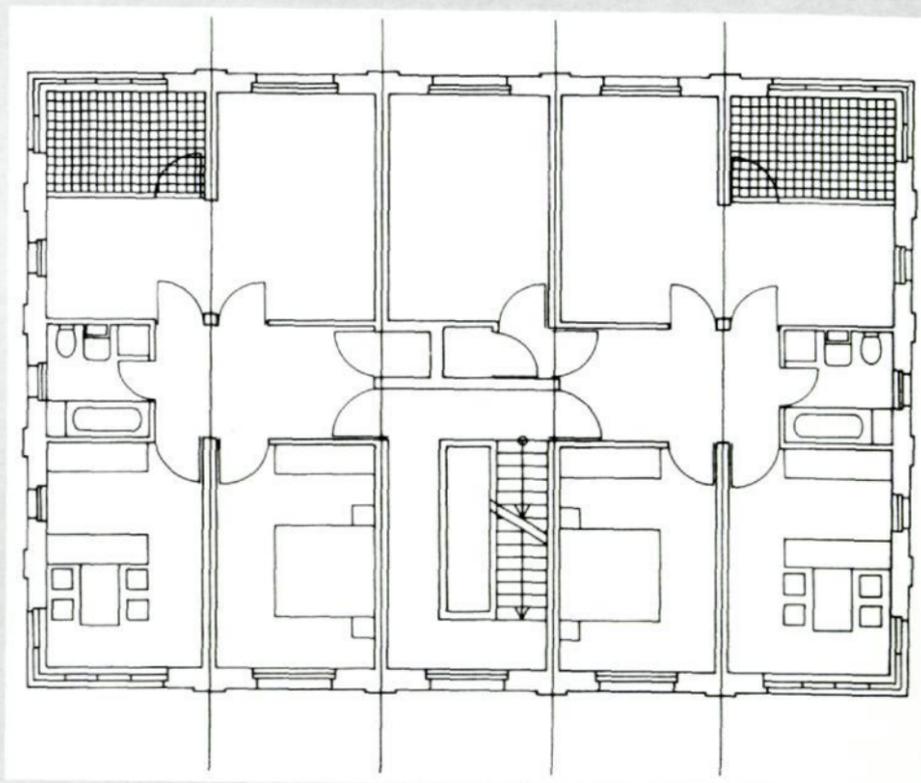
genes Projekt, die Wohnanlage Malchower Weg in Berlin-Hohenschönhausen, und er hat recht. Das Einzige, was man dort als "städtisch" bezeichnen kann, ist die Tatsache, daß es Straßen mit Namen, die dazugehörigen Schilder und auch Hausnummern von Hauseingängen gibt, die zur Straße hin orientiert sind. So einfach ist der Städtebau. Selbstverständlich wird auch das dazu gehörige PR-Vokabular mitgeliefert: "Straßen, Häuser, Höfe mit klaren Adressen, so wie man das seinerzeit nach James Hobrecht oder Camillo Sitte gemacht hat. So ist der größte Teil Berlins entstanden, zumindest der Teil Berlins, den ich nach wie vor schätze." Nach Sitte ist zwar in Berlin nur wenig entstanden; zudem haben Sitte und Hobrecht kaum Gemeinsamkeiten: Der eine steht für malerische Stadtkompositionen (sozusagen Städtebau von oben),

der andere für knallhart kalkulierte, rein funktionale Grundstücks- und Kanalisationsfestlegung (sozusagen Stadtplanung von unten). Das macht aber nichts. Wichtig ist, daß bei beiden "hinten Blöcke rauskommen", und daß dieses scheinbar homogene, weil reduzierte Bild am Anfang und auch am Ende des Entwurfs stehen kann. Seine Durchsetzung evoziert alles andere als Stadt. Tatsächlich besteht Kollhoffs Leistung beim Malchower Weg eben nicht darin, in Erwartung dichter Besiedlung am Stadtrand, "ein Stück Stadt" zu realisieren, sondern er tut etwas völlig anderes, was Architekten eben manchmal tun: Er kreierte einen autonomen, singulären freistehenden Haustyp (Villa mit weit auskragendem Dach), der vor allem in der freien Landschaft stehen könnte, weil nur auf sich selbst bezogen. Leider konterkariert er die Singularität durch deren 16fache Wiederholung, in der Hoffnung, daß das Ensemble in orthogonalem Raster obiges Stadtbild simulieren kann. Aber die Banalität dieses Bildes und die innere Widersprüchlichkeit des Konzeptes, die verdeckt werden muß, führen zur vollständigen Homogenisierung der ganzen Anlage. Kollhoffs Behauptung, daß jeweils 8 dieser Häuser einen Block bilden - somit zwei Blöcke entstehen, die durch eine (Privat)straße getrennt werden -, bleibt bei näherer Betrachtung eine solche. Der Typus der rechteckigen Rundum-Villa mit vier identischen Fassadenseiten in 16facher identischer Ausführung mit fast immer identischen Hausabständen (alle etwa zwischen 6 und 10 Meter) macht den Raum dazwischen und rundherum, und damit auch die Häuser selbst, unspezifisch und undifferenziert. Das obligatorische Abstandsgrün an allen Seiten, das vielleicht die Hundebesitzer ent-

wöhnlich verspricht die Stadtvilla den Luxus von Zurückgezogenheit im städtischen Trubel. Unabhängig davon, ob der nun kommt oder nicht, sorgen jetzt schon die wirklich luxuriösen geschoßhohen Fenster, die überall ebenfalls einheitlich ausgebildet sind, bei den geringen Hausabständen im besten Fall für vernünftige Nachbarschaft. Die ebenfalls einheitlichen Grundrisse der jeweils 8 Wohneinheiten (in jedem Geschoß identisch) mit ihren ebenfalls einheitlichen Zimmergrößen von etwa 3 x 4,5 Meter machen deutlich, daß Kollhoffs Suche nach dem Gesamtkunstwerk, nach dem selbst im kleinsten Detail das Ganze sichtbar bleiben muß, zwanghaft wird. Dieses Mono-Modell lebt von der vollständigen Homogenisierung auf allen Ebenen, denn es läßt sich auf nichts ein, nicht auf den Wunsch nach Privatheit, nicht auf den Wunsch nach Nischen und Ecken, oder ganz einfach auf den Wunsch nach einem nutzbaren Garten - am Stadtrand sicher nicht ungerechtfertigt. (Um das einheitliche Fassadenbild nicht zu stören, gibt es auch keine Balkone.) Wo aber keine Privatheit ist, gibt es auch keine Öffentlichkeit. Nur nach Selbstbestätigung strebt dieses Modell, und gerät dadurch trotz guter Absichten - das verrät die sorgfältige Ausführung - nur zur umständlich legitimierten Banalität. Eigentlich handelt es sich nur um eine Variation der hinlänglich bekannten postmodernen Scheinversammlung von "Urban Villas". Die Vorbilder befinden sich in der Berliner Rauchstraße, mit dem Unterschied, daß in der Rauchstraße verschiedene Architekten



Grundriß der Gesamtanlage auf Eingangsebene.



Grundriß Normalgeschoß.

zückt, verdeutlicht das. Da es kein Vorne, kein Hinten, kein Rechts, kein Links gibt, entsteht die "selbstverständliche Adresse" nicht durch räumliche Differenzierung, sondern durch Zeichen (I'm a monument). Lediglich der kleine künstliche Sockel, auf dem die jeweils 8 der "blockbildenden" Häuser stehen, unterscheidet den Raum der Straße dazwischen im Niveau von der Umgebung. Aber nur vier von acht Häusern haben hier ihren Hauseingang; die anderen sind mit ihren Eingängen - ebenfalls mittig - bereits zu den dazuliegenden Querstraßen orientiert. Es gibt also weder die Straße mit den aufgereihten Adressen noch Eckgebäude, also auch kein Städtebau im klassischen Sinne.

Die Durchsetzung des homogenen Bildes, das der sehnsuchtsvollen Erinnerung entspricht, trifft auch das Grundmodul dieses Bildes, das Stadtvilla sein will, aber nicht ist. Ge-

einen identischen Haustypus verschieden gestaltet haben, und das Ensemble von einem länglichen Kopfbau "zusammengehalten" wird. Doch mit dem Pluralismus ist ja ebenfalls Schluß. Erst als Dutzendware ist es möglich, "ein Stück Stadt" (ein bißchen Frieden?) zu "installieren". Wer möchte schon "im Kollhoff" wohnen, aber nur eine anstößige, nicht ebenso einheitlich gestaltete Umgebung zur Aussicht haben? Erst die reine Anschauung von Gesinnungsgenossen (anderen "Kollhoffs") macht das städtische Glück im rechten Winkel perfekt.